



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherworte zum zweiten Gebot.

Erstens lerne ich hier, daß ich Gottes Namen herrlich, heilig und schön halten, nicht bei ihm schwören, fluchen, lügen, nicht hoffärtig sein, nicht eigene Ehre oder Namen suchen, sondern demütiglich seinen Namen anrufen, anbeten, preisen und rühmen und das alle meine Ehre und Ruhm sein lassen soll, daß er mein Gott ist und ich seine arme Kreatur . . .

Zweitens danke ich für die herrliche Gabe, daß er mir seinen Namen offenbart und gegeben hat . . . daß sein Name meine Zuflucht ist wie eine feste Burg, zu welcher (wie Salomo sagt) der Gerechte flieht und so beschirmt wird.

(Aus dem Büchlein Luthers an Meister Peter, den Barbier.)

Gott rufet noch. Sollt ich nicht endlich hören?
Wie laß ich mich bezaubern und betören?
Die kurze Freud, die kurze Zeit vergeht,
und meine Seel noch so gefährlich steht.

Gott rufet noch. Sollt ich nicht endlich kommen?
Ich hab so lang' die treue Stimm vernommen;
ich wußt es wohl, ich war nicht, wie ich sollt —
Er winkte mir; ich habe nicht gewollt.

Gott rufet noch. Wie daß ich mich nicht gebel
Ich fürcht sein Joch und doch in Banden lebel
Ich halte Gott und meine Seele auf —
Er ziehet mich; mein armes Herze, lauf!

Gott rufet noch. Ob ich mein Ohr verstopfet —
Er stehet noch an meiner Tür und klopfet,
Er ist bereit, daß Er mich noch empfang',
Er wartet noch auf mich; wer weiß, wie lang'?

Gib dich, mein Herz, gib dich doch ganz gefangen!
Wo willst du Trost, wo willst du Ruh erlangen?
Laß los, laß los, brich alle Band' entzwei!
Dein Geist wird sonst in Ewigkeit nicht frei.

Gott locket mich; nun länger nicht verweilet!
Gott will mich ganz; nun länger nicht geteilet!
Fleisch, Welt, Vernunft, sag immer, was du willst;
mein's Gottes Stimm' mir mehr als deine gilt.

Ach nimm mich hin, du Langmut ohne Maße,
ergreif mich wohl, daß ich dich nicht verlasse.
Herr, rede nur, ich geb begierig Acht;
führ, wie du willst, ich bin in deiner Macht.

Gerhard Tersteegen.

Was ist uns der Name Gottes?

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. (2. Mose 2, 20.)

Es gibt ein Buch eines jüngst verstorbenen Sozialisten „Der unbekanntete Gott“. In diesem Buch heißt es an einer Stelle: „Niemand kann sagen, wie Gott in unser Leben hineinwirkt, wie und wo er uns nahe ist. Vielmehr ist er fern von einem jeglichen unter uns.“

Hat dieser Mann mit seinen Worten recht? Nein! Solchen Gedanken wehrt unser Gebot. Gott wohnt nicht so im Dunkeln, daß er nicht einen Namen hätte. Er ist uns nicht so ferne gerückt, daß wir ihn nicht anreden könnten. Mit seinem Namen tritt Gott aus dem Dunkel heraus, das ihn, den Unsichtbaren, umgibt. Und es ist etwas ganz Großes, einmal die Frommen des Alten Bundes sich an dem Namen ihres Gottes aufrichten sehen und sie sich beugen sehen vor dem Namen des einzigen Gottes inmitten einer götzendienersichen Umgebung.

Aber selbst die herrlichsten Namen, die frommer Mund im Alten Testament Gott zugelegt hat, sind nur Scherben, in denen von ferne der Glanz Gottes aufleuchtet, gegen den Namen, den Jesus uns schenkte. „Vater“ — das ist der Name Gottes, mit dem wir Gott nahen.

Gottes Name gehört für uns mit zum Evangelium. Gottes Vatername zeugt von Gottes Treue gegenüber unserer Untreue, verkündigt Gottes Vergebung über unsere Schuld. Gott, dein Vater — das bedeutet für dich: Gnade, Verheißung, Stillung aller Lebensangst. Wir haben keinen Anlaß, vom unbekannteten Gott zu reden. Gott hat einen Namen, durch den er sich von uns finden lassen will.

Weil der Name Gottes ein so großes Geschenk an uns ist, darum schließt unser Gebot eine so ernste Drohung in sich: „der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht“. Und nicht umsonst hat das Vaterunser gleich zu Anfang die Bitte: „dein Name werde geheiligt“.

Wir sollen es uns vom zweiten Gebot sagen lassen, daß Gottes Name nicht eine abgegriffene Münze ist, die wir vor jedermann und zu jedem Zweck auf den Tisch werfen. Es stellt sich allem leichtfertigen Umgehen mit dem Namen Gottes in den Weg. Wir sollen weder immer wieder „ach Gott“ sagen, noch sollen wir seinen Namen hineinziehen in Besprechungen oder in andere dunkle Dinge, die mit Zauberlei zusammenhängen. Gott läßt mit seinem Namen nicht spielen.

Nicht das einzelne leicht hingeworfene Wort wird durch unser Gebot bekämpft, sondern an unseren Worten und unserem leichtfertigen Umgehen mit dem Namen Gottes können wir erkennen, wie unser Herz zu Gott steht. Der Schaden liegt nicht so an der Oberfläche, sondern der

Grund für unser leichtfertiges Umgehen mit dem heiligen Namen liegt viel tiefer: unser Herz kennt nicht die Ehrfurcht vor ihm. Wir leben nicht so, daß wir alle Zeit Gott vor Augen und im Herzen haben. Das Gebot bekämpft nicht das leichtsinnige Wort, sondern die Wurzel, aus der es entspringt. Nicht nur unserer Zunge gilt die Weisung, sondern erst recht unserem Herzen.

Wenn wir das verstehen, werden wir Christen, denen das Neue Testament geschenkt ist, auch den letzten Sinn verstehen, den dieses Gebot für uns hat. Jemand hat einmal gesagt, der kürzeste Name für Gott ist: Christus. Christus ist der Name des lebendigen Gottes auf Erden. „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, konnte Christus von sich sagen.

Darum, mein Bruder, ist es auch ein Mißachten des Namen des lebendigen Gottes, wenn du dich deinem Heiland weigerst, wenn du an Jesus immer wieder vorbeistehst. Jesus ist uns geschenkt als der Name Gottes, den wir immer vor Augen haben dürfen und durch den wir immer wieder zum lebendigen Vater kommen dürfen.

R. Weber.

Der Joggeli.

Eine Erzählung von Wilhelm Speck.

(Mit Genehmigung des Verlags Martin Warner, Berlin.)

Nachdruck verboten!

Nachstehende Erzählung des rühmlichst bekannten Schriftstellers wird in unserem Blatt etwa noch die nächsten 5 Nummern beanspruchen bei einem Umfang von jedesmal (voraussichtlich) einer Seite.

In Duttenbach möchte ich Sommertags wohnen, dürfte ich einmal ein Haus auf Erden besitzen, besonders wenn das des Joggelis Haus wäre. Friedsam sitzt es sich da oben, die Landstraße zieht eine halbe Stunde entfernt um das Dorf herum, und zur Eisenbahn braucht man die doppelte Zeit. Eine grüne Wiesenflur breitet sich aus, wo das Dorf unten anfängt, und wo es oben aufhört, sind es nur noch einige Schritte zu einem rauschenden Buchenwald. Untermwärts wohnen die wohlhabenden Leute, den Berg hinauf die geringeren, ganz oben aber wohnt der Joggeli.

Wer den Joggeli besuchen will, steigt einfach den hohen Meißner hinauf und geht am Frauhollenteich ein Stück entlang. Hierauf braucht er nur noch auf der anderen Seite des Berges wieder hinunterzuklettern und einige Stunden geradeaus nach Osten zu wandern, dann kommt er noch ehe des Hessenland zu Ende geht, nach Duttenbach.

Geschieht dies etwa an einem schönen Sonntage in der Dämmerstunde, und ist ihm das Glück ein wenig günstig, so gelangt er auch ohne weiteres und ohne sich erst befragen zu müssen, zum Joggeli selber. Denn dann hört er es vielleicht, sowie er in die sonntagsstille Dorfstraße einbiegt, von oben her klingen und singen, das eine Mal etwas Lustiges, ein andermal ein Lied vom Scheiden und Meiden und trauriger Liebe. Das zieht ihn weiter und immer höher den Berg hinauf, bis er zuletzt vor Joggelis Haus steht. Dort findet er die Sängler unter einem alten, weit überhängenden Nußbaum, schlankte Burschen, braune und blonde Mädchen im bunten Sonntagsschmuck, mitten unter der blühenden Jugend aber auch ein weißhaariges Männchen, runzlig schon und etwas gebeugt, aber mit hellen und freundlichen Augen. Das ist dann der Joggeli.

Am Sonntag hat er immer Gesellschaft. In den Nachmittagstunden stellt sich stets ein Trupp Schulkinder bei ihm ein, die um ihn her im Nußbaum Schatten spielen. Oder auch sein Patenkind, das Lenchen, drängt sich an ihn heran, hebt das blonde Köpfchen und die Veilchenaugen zu ihm auf und bittet: Pate, erzähl' uns!

Dann erzählt er Geschichten. Nichts Besonderes und Neues, jeder andre vermöchte es wohl auch, aber wenn der Joggeli erzählt, klopft einem das Herz, und die älteste Geschichte ist wie neuvergoldet.

Gegen Abend statten ihm die jungen Leute gern noch einen Besuch ab, wenn sie vom Wald oder aus den Wiesen zurückkommen. Der Joggeli mag das Singen so gern, keiner kennt auch so viele Lieder als er. Und es sitzt sich dazu im Abendgolde wunderschön unter dem Nußbaum. Das Haus steht schmuck daneben, mit schneeweißen Wänden, das Balkenwerk, bald himmelblau, bald rosenrot, je

nachdem Joggelis Stimmung gerade beim Malen gewesen war. Es hat auch Zeiten gehabt, wo er es wohl hätte von unten bis oben hin schwarz streichen mögen, sie sind aber lange vorüber.

Weit schaut man bei ihm in die Welt hinaus, auf den Meißner gerade gegenüber und auf blaue Bergzüge, die niemand mehr mit Namen nennen kann. Auch der Joggeli nicht, der sich doch überall auskennt, bis nach Bremen hin und bis tief nach Amerika hinein.

Daß der Joggeli nicht irgend ein beliebiger ist, merkt man besonders, wenn er abends von der Waldarbeit nach Hause geht. Er geht dann nicht schlankweg die Straße hinauf, sondern hat fast bei einem jedem Hause einen kleinen Aufenthalt. Und wo er geht, hört man's das Dorf entlang und von einem Haus zum andern rufen: Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus!

Da soll einer nicht gut nach Hause kommen, wenn ihn so viele freundliche Wünsche begleiten. Der Joggeli nennt den Gutenachtgruß sein Abendgeläute und müht sich alle Tage, sobald er sich zum Schlafen niederlegt, damit ab, das Geläute in Gedanken noch einmal zusammenklingen zu hören. Wenn es ihm aber gelungen ist, dann schläft er schon lange. Andere Leute seines Alters quälen sich stundenlang, ehe sie den Schlaf erzwingen; er braucht nur Züh zu sagen, so fährt's ihn schon dahin. Man möchte ihn wohl beneiden, fiele dabei ein Nutzen heraus, und wäre es nicht gerade der Joggeli.

Man darf aber nicht glauben, so gut wäre es ihm immer ergangen, und man sei ihm sein Leben lang im Dorfe so wohl gewogen gewesen. Nein, es hat lange genug gedauert, bis er solche Ehren erlangte, und grau und alt ist er geworden, ehe er überhaupt der Joggeli wurde. Vorher hieß er Jochen, und zu dieser Zeit dachte man weniger gut von ihm. Er hatte sich aber auch auf keine besonders rühmliche Art im Dorfe eingeführt und auch späterhin manches versehen, sodaß man mit ihm nicht recht warm werden konnte.

Man muß die Leute davon erzählen hören oder lieber noch ihn selbst, wie er nach Duttenbach gekommen und wie es ihm dort ergangen ist.

Es war vor vielen Jahren an einem Pfingsttage, als man im Dorfe zum erstenmal von ihm hörte, und vorher kannte er von dem Dorfe wohl auch nicht viel mehr als den Namen.

Eigentlich wollte er auch garnicht nach Duttenbach, sondern eine halbe Stunde weiter, nach Kommerzrode, und ein anderer als der Joggeli wäre auch dahingekommen. Seine Heimat war Vallanden, ein einsamer Weiler mitten im Walde, wo sich die Füchse gute Nacht sagen; seine Mutter aber stammte von Kommerzrode, hatte dort auch noch immer reiche Verwandte, darunter eine Erbtöchter, die ihr Jochen heiraten sollte. Da Jochens Eltern alles andere als wohlhabend waren, und ihr Anwesen dermal einst auch noch unter viele Kinder verteilt werden mußte, sodaß jedes von ihnen nur auf eine Handvoll Erde zu rechnen hatte, so hatte es langer Verhandlungen bedurft, ehe es sich mit der Heirat fügen wollte. Das Mädchen hatte jedoch bei einem Vorbesuch an dem schmucken Burschen Gefallen gefunden; denn er war zu dieser Zeit ein hübscher und ansehnlicher Mensch, nicht gerade stattlich, aber wohlgewachsen, mit frischem Gesichte und den schönen blauen Augen, die ihm bis ins Alter verblieben sind, dazu gesprächig und von heiterm Gemüt. So hatte sie sich der Angelegenheit eifrig angenommen und sie auch zum erwünschten Ziele geführt. Nun sollte er sich nur noch in Kommerzrode vorstellen und den Schlußstein zu seinem Glück selber legen.

Das Morgenrot leuchtete am Himmel, als er von Vallanden aufbrach, und der Mond beobachtete noch, bevor er unterging, daß sich Jochen einen duftenden Maibusch an den Hut steckte und dann lustig in den Morgennebel hinein sprang. Bald blitzte die Sonne aus den Wolken hervor und führte einen Tag herauf, wie er nicht prächtiger sein konnte, so recht geschaffen für einen, der dem Glück entgegenziehen will. Felser und Wiesen grüntem und blühtem, der Buchenwald badete sich im Sonnenglanz, und tausend Lerchen sangen in der blauen Maienluft.

Noch viel mehr aber jubilierte es im Herzen des frühen Wanderers, während er durch taufeuchte Wiesen dahineilte und manchmal einen rauschenden Bach, der seinen Weg kreuzte, in einem kühnen Sprunge nahm, obwohl eine bequeme Brücke zu seiner Verfügung gestanden hätte. Der ganze Mensch war ein einziger Uebermut, es schwante ihm, daß sei heute sein schönster Tag, und er ließ die Augen allenthalben herumschweifen, um unterwegs ja nichts von seiner Schönheit zu versäumen.

So war er, ohne ein einzigesmal auszuruhen, bei vier Stunden gelaufen, und schon winkte ihm der Rommersröder Turm über die letzte Anhöhe entgegen. Zuvor aber mußte er Dutenbach passieren, und eine Viertelstunde vorher quoll in seinem großen Brunnenhaus auch noch der Dohlsbrunn, der schon manchem gefährlich geworden war. Die Dutenbacher holen aus ihm ihr Trinkwasser und fahren es in großen Fässern nach Haus. Das dauert immer eine ganze Weile, ist aber dennoch kurzweilig und unterhaltend; der Lindenbaum über dem Brunnen vermöchte wohl manches zu erzählen.

Als Jochen fröhlich daherkam, schöpfte gerade ein Mädchen, flink und behende, wie man es ist, wenn man die Welt erst achtzehn Jahre kennt, mit braunen Locken über der weißen Stirn und lachenden braunen Augen darunter. Sogleich, wie sie ihn grüßte, fühlte Joggeli, jetzt müsse er erst einmal trinken, und nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, daß es gut sein werde, ein wenig im kühlen Lindenschatten zu rasten. Darauf plauderte es sich, während das Mädchen Eimer auf Eimer aus dem Brunnen hob, so schön mit ihr, daß er nicht eher weiter konnte, bis das Faß überlief. Dann ging er mit ihr nach Dutenbach hinein, überschritt mit ihr die Rommersröder Straße, ohne einen Ruck in sich zu spüren, und befand sich unversehens oben auf dem Berge vor dem letzten Haus, in dem das Mädchen wohnte.

Da er sich einmal so weit verlaufen hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als daß er nun auch die Bekanntschaft ihrer Mutter machte, die eine Witwe war und weiter keine Kinder hatte als ihre Magdalene. Er ließ sich auch nicht vergeblich zum Morgenkaffee einladen, sondern setzte sich mit tausend Freuden und in solcher Behaglichkeit an den Tisch, als habe er an diesem Tage nichts weiter mehr vor.

Der Mittag war nicht mehr fern, als er endlich Anstalten machte, seinen Weg fortzusetzen. Nun aber hat ihn die Mutter, ihr Mahl zu teilen. Wären es reiche Leute gewesen, so würde er die Einladung vermutlich ausgeschlagen haben, die Armut durfte er aber doch nicht verletzen. Also nahm er wieder Platz, und es schmeckte ihm, so bescheiden das Pfingstmahl war, über die Maßen.

Gerade als sie damit fertig waren, und nun eine Pause in der Unterhaltung eintrat, kam der Rommersröder Pfarrer ins Dorf und ließ läuten. Da gefielen dem Jochen die Dutenbacher Glocken so wohl, daß er Verlangen trug, auch die neue Orgel zu hören, von der ihm die Mutter Wunderdinge erzählt hatte, denn Musik, erklärte er, sei gerade seine stärkste Seite.

Während aber die Frauen auf dem altgewohnten Weg, jedoch in einer ungewöhnlichen Aufregung zur Kirche gingen, zog er es vor, erst ein wenig um das Dorf herum zu promenieren und darauf das Gotteshaus von einer anderen Weltgegend her zu betreten. Dort zwängte er sich, ob sie ihn auch groß ansahen, mitten unter die jungen Männer, als wäre da sein herkömmlicher Platz, verschwand aber nachher, noch ehe sie sich den fremden Vogel etwas näher beschauen konnten, wie ein Geist und fand sich auf seinem diplomatischen Umwege richtig wieder in das Häuschen zurück, gerade als der Kaffee aufgetragen wurde. Die Orgel habe ihm ausnehmend gefallen, berichtete er. Er möchte sie wohl alle Sonntage hören, wenn es sich machen

Als er sich endlich verabschiedete, war es Nacht geworden, und auch dann noch, obwohl er schon vor der Tür war, dauerte es geraume Zeit, ehe er wirklich weiter kam. Denn nun mußte er sich erst aus zwei weichen Armen lösen, die ihn warm umfingen, und mußte seinen Blick von den dunklen Augen wenden, die in der Frühe so schön gelacht hatten, jetzt aber in Tränen glänzten. Auch war es ihm ganz neu, daß man so flink von der Erde mitten in den Himmel hineinspringen konnte; er war noch mitten im Staunen.

Bedenklicher als ihm, der heute schon manchen Graben übersprungen hatte, war es dem Mädchen, den Sprung ins Ungeheure so schnell zu wagen. Ob es sie auch vom Fuße bis zum Wirbel zog, so traute sie sich doch nicht, sondern ließ verzagt und unentschlossen den Kopf hängen. In dieser Not kam ihr Jochen zu Hilfe, indem er ihr unter dem Nußbaum, der dabei den Atem anhielt, eingestand, letzte Nacht sei ihm im Traume ein Mann erschienen, der habe zu ihm gesagt: Wenn du jetzt nach Dutenbach kommst, so wirst du vorher unter einer grünen Linde einen Brunnen rauschen hören. Dort wird dann gerade ein Mädchen Wasser schöpfen; ihr Name aber ist Magdalene. Geld und Gut wird sie nicht viel haben. Wenn sie dich aber nähme, dann wärest du mit einemmal reich. Und sie wird dich nehmen, wenn sie dich auf deine Bitte hin aus ihrem Schöpfer trinken läßt und dich dazu aus freien Stücken anläßt. Denn das tut sie nicht jedem.

Man konnte bei dem Joggeli nie recht wissen, wie er es meinte, ob ernsthaft oder im Scherz. Er sagte das Wunderlichste mit einem unschuldigen Gesicht, so daß ihm auch verständige Leute oft wider Willen Glauben schenkten. Die Magdalene wenigstens nickte, als er sie fragte, ob das nun nicht alles aufs Wort eingetroffen wäre, und lachte und weinte dazu. Wie der Mond aber neugierig über den Berg kam, prallte er vor Schrecken in die Wolken zurück, denn er glaubte, unter Magdalenens Nußbaum stünde die Sonne.

Während dies geschah und die beiden jungen Menschen die wunderbarsten und seligsten Gedanken hatten, hatte das letzte Abendlüstchen des versinkenden Pfingsttages gerade ein Geräusch vom verloren gegangenen Jochen nach Rommersrode hinübergeweht, und es erwies sich nun, daß er klüglich getan hatte, sich in einiger Entfernung von diesem Dorfe zu halten. Aber auch ohne daß er hiervon wußte, focht ihn kein Zweifel an, sich vortrefflich gehalten zu haben. Erst als er zu Hause den Ausgang seiner Unternehmung vermelden sollte, hätte er vielleicht in seiner Zuversicht irre werden können, wäre er den Reden, die er über sich ergehen lassen mußte, nicht mit halbem Ohre gefolgt. Die Seinen konnten ja nicht wissen, was für ein Glück ihm unversehens in die Hände gefallen war. Daher nahm er die Vorwürfe, die man ihm machte, als nicht ganz unverdient, geduldig hin und tröstete sich damit, daß ihm nach dem heißen Tage eine Abkühlung nicht unzuträglich sein, sein Herz brenne ja noch immer in roter Glut.

Seine Magdalene dagegen, in deren Herzen nicht die kleinste Schuld den inneren Frieden störte, versank unterdessen in einen schönen Traum voll himmlischer Freude, und es erschien ihr darin zuletzt ein Mann, der sie mit Lob überhäufte und es höchlich pries, daß sie ihren Pfingstgast freundlich aufgenommen und bereitwillig in ihren Armen gehalten hatte.

Darüber erstaunte sie nicht wenig. Es hatte sie ja doch keine Ueberwindung gekostet. Gleich morgen täte sie es wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

Von Walter Machmüller.

V. Michael Fabrizius, ein Pfarrer unterm Kreuz.

Aus Görlitz in Schlesien war der Kandidat Fabrizius durch Gottes Fügung nach Ostpreußen verschlagen worden. Es war ihm gewesen, als wenn Gott ihm wie Abraham zurief: Ziehe in ein Land, das ich dir zeigen werde.

Die Kränze der Liebe waren noch nicht verwickelt auf Augustinus Grab, als sein Nachfolger zur Probepredigt auf die Herzogswalder Dorfkanzel stieg.

Rogate, betet, so läutete das Glöcklein vom Turm durch den Maiensonntag. Die Herzen der Dorfsassen waren bereit dazu. Kriegswolken ballten sich über Ostpreußen zusammen. Die Schweden begannen ihre Beutezüge durch Stadt und Land. Der 28jährige Kandidat warb mit der ganzen Glut der ersten Liebe um die Seelen der verängstigten Gemeinde, daß sie im Gebet all ihre Sorgen auf den Herrn legen sollten.

Die Predigt ging zu Herzen. Einstimmig erbat sich die Gemeinde den Kandidat Fabrizius zum neuen Pfarrer.

Die Kastanten hatten ihre Kerzen herausgesteckt, das junge Korn war bereits so hoch, daß sich die Krähe drin verstecken konnte, als das Trinitatisfest 1645 herbeikommen war. Der Hauptpfarrer von Liebstadt, Godofredus Niedersträtter, hatte im Vormittagsgottesdienst den jungen Herzogswalder Pfarrer eingeführt. Nach dem Essen verging man sich im Pfarrgarten.

Sidonia Niederstätterin, des Liebstätter Pfarrers liebevolle Tochter ging mit Fabrizius zwischen duftigen Blumenbeeten von Kesslein und Krausemünz. Ein Sträußlein pflückte er und gab es der errötenden Jungfrau. Fabrizius hatte seine zukünftige Pfarrfrau gefunden.

Ehe der Winter kam, zog Frau Sidonia ins kleine Pfarrhaus ein.

Im Frühjahr 1646 kamen Truppendurchzüge durch beide Kirchspiele Herzogswalde-Waltersdorf. Seit säuberlich verfuhr man nicht dabei. Es war mehr ein Plündern als Einquartieren. Die Kirchen wurden auch belegt und die Altarkerzen beleuchteten am späten Abend ein kriegerisches Bild an der Stätte des Gottesdienstes. Frau Sidonia hatte manche bange Stunde mit den bösen Gästen, zumal sie kränklich war und ein Kindlein unterm Herzen trug. Die ersten dunklen Wolken zogen übers Pfarrhaus.

Wie jämmerlich sahen die Andachtsstätten nach dem Fortzug der Truppen aus. Betrübt schrieb der Pfarrer an die Regierung, daß beide Kirchen durch die Kriegszeit baufällig geworden seien. Die Regierung setzte darauf die Kirchenwäter in Bewegung und verordnete, daß sie Besteuer in den Kirchspielen einsammeln sollten. Viel kam nicht ein, aber das Gefühl konnte gebessert und die Wände neu geweißt werden.

Bis zum Winter waren die Arbeiten beendet. Zwei Tage vor dem heiligen Christfest ertönte die Taufglocke. Begleitet von den Taufpaten wurde das kleine Pfarrtöchterlein in die Kirche getragen, und der glückliche Vater selbst taufte es auf den Namen Anna Maria. Es folgten noch 10 Kindlein, ein schöner Gottesseggen. Aber die Wolke, die dunkle Wolke blieb überm Pfarrhaus. In früher Jugend mußten die Eltern 8 Kinder in die Ewigkeit zurückgeben. Vor dem Altar sind 6 davon in einer Gruft beigesetzt. Heute noch sind ihre in Stein gemeißelten Namen zu lesen. Unter den Namen steht das Gotteswort, mit dem die gezeugten Eltern sich gewöhnt haben: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes“; darunter in lateinischer Sprache: „Störe nicht die Ruhestätte der Toten“.

Schrecken aller Art mußte der Kreuzträger im Pfarrhaus erdulden. Den schwarzen Tod, die Pest, sah er 1661 durchs Kirchspiel ziehen. Wieder war es in den heißen Sommertagen. Frau Sidonia erwartete diesmal mit Bangen ihr achttes Kind. Diesmal wütete die Krankheit hauptsächlich in Liebstadt, verschonte jedoch die Dörfer auch nicht. Im Pfarrhaus legte sich das Gesinde nieder. Gleich darauf der Pfarrer. In all dieser Herzensangst wurde der kleine Michel geboren. Seine Taufe fand erst im Oktober statt, als die Pest erloschen war. Der genesende Vater schrieb in das Taufregister am 15. Oktober: „Dieser Sohn ist zur Zeit der Liebstädtischen Pest geboren worden, welche auch das Haus des Pfarrers befallen hat, und nicht nur das Gesinde, sondern auch den Hausherrn ansteckte. Nichtsdestotrotz ist die Gattin desselben vor und nach der Geburt durch die göttliche Güte heil und unverletzt geblieben. Ehre sei dir, o Herr!“

Ein besonderes Kreuz im Pfarramt war die Zunahme der unehelichen Geburten, hervorgerufen durch die Schwendendurchzüge und das durch den schwarzen Tod gelöste Familienleben. Mit furchtbarem Ernst steuerte Fabrizius der Sittenlosigkeit. Die ganze Schwere der damaligen Kirchenzucht traf Sünderin und Sünder. Bis 15 Taler Kirchenbuße mußten die Mannsleute bei nachgewiesener Unzucht in die Kirchenkasse zahlen. Die gefallenen Mädchen mußten vor versammelter Gemeinde ihre Sünden bereuen. Jene Zeit kannte keine Beschönigung wie heute. Sünde war Sünde!

Folgendes sagen die damaligen Kirchenrechnungen über Strafgebühren aus:

5 Taler hat „Görge Will, pauer zu Herzogswalde“ zahlen müssen, „weil er sich wider das erste der heiligen 10 Gebott gröblich veründigt und nicht allein in Krank-

heit seiner Pferde, sondern auch seines Sohnes, hülffe bei einer Zauberhexen gesucht.“

Je 45 Groschen Strafe wurden 12 Personen zuerkannt, weil sie den Bußtag, den 6. Juli entweihet „und im Krüge mit schwelgen und sauffen, mit tanzen und springen zugebracht“.

6 Taler der Nargenmüller „das er des Sonntags geauftet“.

War Michael Fabrizius gerecht und streng in seinem schweren Amte, muß seine Ehefrau durch das schwere Kreuz ihrer so früh heingerufenen Kinder ein Engel des Segens in den Häusern des Kirchspiels gewesen sein. Manche Jahre ist sie ein Duzend Mal Patin bei Neugeborenen gewesen. In allen Nöten wandte man sich an sie. Durch ihre rührende Fürsorge für ihre unzähligen Patentkindlein stillte sie das tiefe Weh, das immer wieder ihr eigen Herz bluten machte, so oft sie von der vorderen Pfarcbauke im Gottesdienst die Ruhestätte ihrer Lieblinge vor Augen hatte.

Neue dunkle Wolken zogen über Pfarrhaus und Gemeinde. Die Feinde hausten in den Schwedenkriegen so grausam, daß von 30 Bauerngrundstücken im Dorf nur noch 10 bestellt wurden, die andern aber wüst lagen. Die Verwüstungen im Pfarrhaus selber gehen aus der kurzen Notiz hervor, daß durch den zweiten schwedischen Krieg alle Tauf-, Trau- und Sterberegister vernichtet wurden.

Als die Feinde durch den Großen Kurfürsten bis über das Eis des Hasses auf Nimmerwiederkehr vertrieben waren, lag lange Zeit als drückende Einquartierung das Barfußische Regiment in Herzogswalde.

Allmählich wurde es Feierabend für den leidgebeugten Pfarrer. Das Alter machte sich bemerkbar. Stand er bei seinen letzten Gottesdiensten auf dem Altar und blickte auf die Gruft seiner kleinen Lieblinge, so war es ihm, als winkten sie ihm leise zu.

72 Jahre alt ist Michael Fabrizius geworden. Als die Abend Schatten des 8. Februar sich senkten, schloß er die Augen. Da klingender Frost war, blieb seine Leiche fast drei Wochen aufgebahrt. Am 26. Februar wurde er in der Kirche beigesetzt.

In der Gemeinde lebte sein Andenken noch lange als „wohlmeritteter und treupfleißiger Seelsorger.“ 43 Jahre hatte seine Amtstätigkeit gedauert. Frau Sidonia überlebte den Gatten nur 7 Jahre. Eine Freude wurde ihr noch zuteil: als Nachfolger im Pfarramt zog ihr Sohn Georg Wilhelm Fabrizius ins kleine Pfarrhaus ein.

Eltern und Kinder.

Von Anna Katterfeld. (Nachdruck verboten.)

2. „Mütter kommt!“

Wir sind wieder in Patmos! — Wir haben es bisher nur von der einen, der dunkelsten Seite gesehen. Aber es gibt auch eine andere — und diese steht im hellen Sonnenschein.

„So wollen wir bis in den Himmel hinein, bei dir vergnügt wie die Kinderlein sein“, singen wir mit den lieben Kleinen und denken dabei wohl so manches Mal mit stiller Sehnsucht, wenn wir in ihre strahlenden reinen Augen sehen: „Wer doch auch noch die gleiche Fähigkeit zu ganz reiner, ganz ungetrübter Freude hätte wie sie.“

Etwas von dieser großen Kinderfreude lernten wir in Patmos kennen. Es klingt merkwürdig, aber es ist doch so: Mir ist kaum ein zweiter Ort bekannt, an dem soviel jauchzende Freude herrscht wie hier. Wenn das Leiden mit seinem Drucke nachläßt, wenn der böse Kampf, der beängstigende Schwindel vorüber, dann ist das alles auch im Augenblick vergessen, und die Freude hat das Wort.

Man muß einmal in der Patmoschule gewesen sein, wo die geistig frischeren Kinder von der lieben Kindertante beschäftigt werden und allerlei Nützliches lernen, um erst ganz zu wissen, was Freude ist. Wenn die kleine Gene begeistert singt: „Der Christbaum ist der schönste Baum“ oder Werner hoch auf dem Stuhl stehend sein Gedicht hersagt, oder der „Dpa“ mit dem greisenhaften Kinderge-sicht statt mit Worten, die ihm nicht zur Verfügung stehen, mit sprechenden Gebärden seine Sache vorträgt, oder „Zidel“ sein Fingerchen hochhebt und ausdrucksvoll „eins“ sagt, — weiter reicht seine Zählkunst nicht, — oder Lieschen einem mit „Tante! Tante!“ entgegenläuft und man

kaum loskommt von all den zärtlichen Umarmungen, dann vergißt man, daß hier eine Stätte des Leidens ist, sieht nicht mehr all die entstellenden Spuren, die die Krankheit in diese lieben Kindergesichter gezeichnet, vergißt, daß wohl im nächsten Augenblick wieder eines mit einem Schrei zusammenbrechen wird und fühlt nur eins: daß hier echte Kinderfreude unter der Sonne der Liebe erblüht ist, und man entdeckt, daß diese Freude sich auch dem eigenen Herzen mitteilt.

„So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder“, bei den Patmoskindern kann man dieses Umkehren lernen. Unter allen Ursachen der Freude, soweit sie bewußt ist, tritt uns vor allem eine entgegen.

Wir stehen am schneeweißen Bettchen eines der kranken Mägdelein. Ihr Körper ist der eines kleinen Kindes, aber das Gesicht hat das erschütternd Greisenhafte so vieler Patmoskinder. Jetzt aber wird es verjüngt durch einen hellen Freudenchein. „Morgen kommt Mutter“, sagt das Kind. Viel mehr kann es nicht sprechen. Aber das eine Wort „Mutter“, das unausgesetzt in seinem Sinnes und Denken wiederklingt, das formen auch seine Lippen.

Wir gehen die Treppe hinauf in das Aufenthaltszimmer der kranken Mädchen. Abwärts von den anderen Kindern sitzt Hilde. Ihre Krankheit hat sie einsam gemacht, einsamer noch als die meisten andern es sind. Ein Zug von Angst liegt in dem feinen Gesicht. Von den anderen Kindern hält sie sich fern. „Mein Heiland schaut mir zu, wenn ich arbeite“, sagte sie neulich ganz unvermittelt. Ob's ein unbewußtes Ahnen schon ist, daß jemand da ist, der ihre Einsamkeit teilt?

Und noch zu jemand anderem gehen ihre Gedanken. „Mutter kommt“, sagt auch Hilde. Sie sagt es immer wieder. Das scheint das einzige, das Freude in dieses so besonders traurige Krankenleben bringt.

Nicht nur in Patmos kennt das Kindervölkchen die Freude an Mütter's Besuch. Da ist in Bethfriede, dem Hause der epileptischen Schulmädchen, das blonde Minchen. Ihr Gesicht ist lieblich und ihr Körper wohlgebildet und entspricht ihren zwölf Jahren. Aber ihr Geist ist der eines dreijährigen Kindes. „Mutter hier gewesen, Schokolade gebracht!“ erzählt uns Minchen. Auf die Frage, wann das gewesen, weiß sie keine Antwort. „Das war im Sommer“, sagt die Schwester, „aber sie spricht noch täglich davon“. Jetzt war es November.

„Mutter Karte geschrieben“ erzählt Minchen weiter. In Wochen läßt sie die Karte nicht von sich, trotzdem sie kaum etwas von ihrem Inhalt ahnt.

Und wie Minchen haben die meisten Kinder etwas von Mutter zu erzählen. Die Schokolade, die Mutter mitgebracht, schmeckt besser als wenn sie aus anderer Quelle kommt; die Briefe, die Mutter schreibt, auch wenn sie oft recht inhaltsleer sind, bilden ein kostbares Kleinod, das sorgfältig aufbewahrt und immer wieder befehen und gezeigt wird. Und spricht bei der Freude über den Besuch auch oft ein wenig die Erwartung mit, daß Mutter etwas mitbringen wird, so ist's ganz gewiß nicht nur dieser materielle Grund. Dies ist gewissermaßen nur das Greisbare an der Freude. Ihre tiefste Ursache ist doch das oft unbewußte Gefühl: „Dies ist der Mensch, der mehr zu mir gehört als irgend ein anderer auf Erden. An diesem Herzen habe ich einen Platz, den niemand mir rauben kann.“

In Kapernaum, dem schönen neuen Heim der epileptischen Schuljungen, kommt uns Günther entgegen, ein lieber Junge mit tiefen, dunklen, ein wenig schweremutsvollen Augen. Er hört, daß ich nächstens wohl in seine schöne Heimatstadt am Rhein fahre.

„Da kann die Frau doch meine Mutter von mir grüßen“, sagt er ein wenig zaghaft zwar, doch mit sehr bestimmter Erwartung in der Stimme. „Aber, lieber Junge“, wende ich ein, „ich kenne deine Heimatstadt garnicht und habe auch nur wenig Zeit“. „D, es ist garnicht schwer zu finden“, erklärt Günther. „Mit der Elektrischen 7, 9 oder 11 kommt man schnell hin. Und dann bitte, bitte grüßen Sie meine Mutter recht schön.“

Draußen im Fluß steht Herbert, der Träumer. Er trägt die weiche Wattenmütze, die den Kopf bei den ständigen Anfällen schützen soll. Herbert ist im wachen Leben wenig zu brauchen. Lesen und Schreiben sind für ihn un-

erreichbare Künste, trotz aller Mühe, die man sich mit ihm gibt. Aber wenn er auf seine Träume zu sprechen kommt, die ihn jede Nacht besuchen, dann lebt er auf. Ja dann wird er zum Dichter. Immer ist er im Traume daheim, hat Vater und Mutter, die schwarze Diefel und all die vielen „Blümken“ im Garten gesehen. Wie lieblich weiß er davon zu erzählen, daß man fast vergißt, daß ein blödes Kind da vor einem steht.

Und wie in Patmos und Bethfriede und Kapernaum, so ist's in ganz Bethel, auch in den Häusern, wo sie schon längst aus dem Alter heraus sind, in dem das Kind die Mutter noch nötig hat. Wo wir hinhörchen, klingt bei dem Wort „Mutter“ eine ganz besondere Saite in den Herzen der lieben Kranken an. Wenn die Mutter ihren erwachsenen Sohn besucht, der etwa in einem der Handwerkerhäuser wohnt, dann fühlt er sich aus dem Kreise der kranken Kameraden herausgehoben. Dann zieht er den Sonntagsrock an, dann reicht er seinen gefunden Hausgenossen am Morgen die Hand, während man sich sonst wohl mit einem mündlichen Gruße begnügt, dann ist eben etwas Besonderes, ein Tag, der aus dem Alltagsrahmen austritt. Er ist nicht mehr einer unter vielen, sondern der Eine, der Sohn seiner Mutter, seines Vaters.

„Mutter kommt“ — wie eine feine stille Melodie mit dem Unterton der Sehnsucht ist es, die durch das Leben der lieben Kranken in unsern Anstalten klingt. So wohl sie sich auch meist unter der fürsorgenden Liebe und Freundlichkeit der Stellvertreter ihrer Eltern in der Anstalt fühlen, völlig kann doch niemand die Mutter, die eine, die ganz zu einem gehört, ersetzen.

Mutterberuf, der heiligste aller Berufe, wenn doch Du nur wieder volle Geltung unter uns findest, — wie anders wäre es dann mit uns bestellt!

Adam Krolczyk.

Wenige Ostpreußen werden noch den Namen dieses hochbegabten Chinamissionars kennen. So mögen diese Zeilen sein Andenken erneuern.

Adam Krolczyk war Bauernsohn aus Niedenau im Kreise Neidenburg. Der begabte Knabe, dessen Kinderjahre eine strenge Stiefmutter arg trübte, kam zunächst auf die Dorfschule. In Rastenburg durchließ er dann statt in 9 in nur 6½ Jahren das Gymnasium. Nun bezog er die Universität Königsberg. Nach bestandener theologischer Prüfung sandte ihn seine Kirchenbehörde auf das Predigerseminar der Lutherstadt Wittenberg. In dieser Zeit erlebte er eine allmählich sich vollziehende innere Wandlung. Fast sechs Jahre lang stand er dann als Hilfsprediger in Westpreußen. Baseler Missionsberichte haben hier sein Herz gepackt. Immer mehr gewann die Arbeit unter den Heiden sein Herz. Im Jahre 1859 legte er sein Amt nieder, um sich der Rheinischen Mission zur Verfügung zu stellen. Sie sandte ihn 1860 nach China.

Ueber London ging die Fahrt. Hier hatte Krolczyk einigen Aufenthalt. Sein Eifer duldet kein Rasten. Er hielt Matrosen Bibelstunden und durchstreifte die Krankenhäuser nach deutschen Glaubensgenossen, um deren Seele niemand sich sorgte.

Ein Ohrenleiden erschwerte ihm das ohnehin dorrenreiche Erlernen der chinesischen Sprache noch ganz besonders. Aber Krolczyk's Eifer und Ausdauer machten diesen Mangel wett. Bald traf er die feinen Unterschiede chinesischer Tonhöhe schärfer als seine älteren Amtsgenossen. Sein gesunder Körper, seine Fähigkeit, sich in jede Lage zu schicken, seine stattliche Erscheinung, seine starke Stimme ließen ihn ganz besonders befähigt erscheinen, Reise- und Straßenpredigt auszuüben. So war er denn bald unermüdet unterwegs. Bald tauchte er vor den Pagoden am Ostfluß auf, dann stand er an einer Ahnenhalle am Nord-, ein andermal auf einem Markt am Westfluß, in Gemeinschaft mit Nationalgehilfen Puntis und Hakkas das Evangelium zu verkündigen. Fast durchweg schwebte er in größter Gefahr, vom Pöbel totgeschlagen oder gesteinigt zu werden. Aber er ließ sich nicht entmutigen.

Unverdrossen spähte er dabei nach einem Platz, der ein neuer Brennpunkt der Missionsarbeit werden könnte. Das rief Krolczyk nach Hoau, der dortigen kleinen Ge-

meinde zu dienen und das Gehilfsseminar weiterzuführen. Die Rheinische Mission hatte in jenen Tagen nur zwei Europäer in China.

Seine Missionsreisen nahm er auch in Hoau bald wieder auf. Unaufhörlich geriet er dabei in Todesgefahr. Einmal fiel er Seeräubern in die Hände. Sie raubten ihm den Bart, sie traten ihn mit Füßen, sie verwundeten ihn mit Peitschlägen Kopf, Arm und Beine. Seinen Gehilfen hängte man vor seinen Augen an den Mastbaum, nachdem man zuvor Miene gemacht hatte, beide zu ertränken. Da gelang es Krolczyk im letzten Augenblick, durch einen Zuruf an die Räuber und „einen Appell an den lebendigen Gott“ des Gefährten wie das eigene Leben zu retten. Nach diesem Erlebnis „kam er eine Weile zur Ruhe“.

In jener Zeit heiratete Krolczyk die Witwe Genährs. Aber auf der ersten Missionsreise, die er mit seiner Frau machte, fiel er Flußräubern in die Hände. Nur wie durch ein Wunder entkamen beide ihren rohen Mißhandlungen. Mehrfach mußte er mit seiner Familie Schützung verlassen, um die Volksstimmung nicht zu überreizen.

Im Jahre 1871 erschienen aufs neue zahlreiche Maueranschläge. Hier las man, daß die „fremden Teufel“ Giftpulver vertheilten, aus denen Seuchen entstanden. Als Krolczyk einen Sack Mehl kaufte, hieß es: das ist das verderbliche Pulver. Um das Volk vollends in Wut zu versetzen, schleppt man einen Wassersüchtigen herzu: der sei von diesem Mittel krank geworden. Furchtbare Erregung. Ständig neu fluteten empörte Menschen in die Wohnung. In der Nacht erschien der Militärmandarin. Es sei unmöglich, die Missionarsfamilie zu schützen. Sie möge noch in dieser Nacht fliehen. So verließ denn Krolczyk seine Behausung. Er entkam mit den Seinen nach Hongkong. Am folgenden Tag wurden Wohnung und Kapelle ausgeraubt und mit fürchterlicher Nachdrücklichkeit bis auf den Grund zerstört. Die Christen wurden mißhandelt, eine Frau totgeschlagen. Die Frucht achtjähriger Missionsarbeit war vernichtet. Krolczyk mußte, nur mit dem Allernöthigsten versehen, unter den Kanonen von Hongkong bleiben. Geknickt, aber nicht gebrochen, machte er sich dort an die Weiterarbeit. Noch am letzten Sonntag seines Lebens — im Jahre darauf — hat er sich nicht abhalten lassen zu predigen, obgleich er das nur noch sitzend konnte. Dann legte er sich fiebernd nieder. Am Freitag traf ihn ein Gehirnschlag. Tags darauf trug man ihn zu Grabe. Er hatte getan, was er konnte.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuheide:

Sonntag, den 29. Juli (8. Sonntag nach Trin.) 9,30 Uhr Gottesdienst; 11,30 Uhr Kinder-gottesdienst; 2 Uhr nachm. Gottesdienst in der Schule zu Wolfsdorf, nicht in Sakendorf.

Getauft: 1 Knabe, 1 Mädchen.

Am Sonntag, d. 5. August (1. Sonntag im Monat) wird nach dem Gottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl gefeiert.

Am Montag, den 6. August, nachm. 4 Uhr Monats-sitzung des Gemeinde-Kirchenrats im Pfarrhause; um 6 Uhr Versammlung der Frauenhilfe im Vereinslokal.

Br. Mark.

Aus diesem Erdenleben abgerufen wurde am 13. Juli im Alter von 25 Jahren und 6 Monaten der Arbeiter Friedrich Wilhelm Frank aus Kämmersdorf. Ein Herz- und Nierenleiden machte dem Leben dieses noch im blühendsten Alter stehenden Mannes ein jähes Ende. Am 15. Juli wurde er auf unsern Friedhof beerdigt. Die Freiwillige Feuerwehr Blohnen, deren Mitglied der Entschlafene gewesen war, gab ihm mit den Anverwandten, Nachbarn und Bekannten das Ehrengelait ans Grab.

Am 15. Juli wurde Witwe Arva Zimmermann aus Gildenboden im Alter von 61 Jahren und 5 Monaten aus diesem Leben abgerufen. Die Entschlafene hatte bereits mehrere Jahre an den Folgen eines Schlag-anfalls zu leiden gehabt; nun traf sie erneut ein Schlag-

anfall, der sie in kurzer Zeit den Ahrigen entriß. Sie ist in Br. Holland zur letzten Ruhe gebettet worden, da dort bereits andere Anverwandte auf dem Friedhof liegen.

Gott der Herr sei mit diesen Entschlafenen und ihren trauernden Anverwandten. —

Am Sonntag, den 29. Juli findet der Gottesdienst um 2 Uhr nachmittags in der Schule Br. Mark statt. Am Vormittag hält Pfarrer Holland den Gottesdienst in Trunz in Vertretung des beurlaubter Trunzer Pfarrers.

In unserer Kirche wird eifrig gearbeitet. Beim Aufnehmen des gesamten Fußbodens hat es sich gezeigt, daß der Schwamm auch unter den Fliesen des Mittelganges und unter dem anscheinend noch ganz gesunden Dielenfußboden rechts vom Mittelgang bereits sehr stark vorhanden war. Die Lagerhölzer des Dielenfußbodens waren größtenteils schon vollkommen zerstört. Es war die allerhöchste Zeit, daß der gesamte Fußboden aufgenommen wurde. Auf Anregung der Preussischen Regierung soll nach Fertigstellung des Zementfußbodens über diesem Zement bzw. Zementfliesenbelag ein ganz hohl und luftig verlegter Bretterfußboden unter den Bänken gelegt werden, um so die große Fußkälte im Winter zu mindern. — Der Gemeindefkirchenrat hat an den Oberkirchenrat ein Gesuch gerichtet mit der Bitte, der Gemeinde eine größere Beihilfe zu den Kosten der Instandsetzungsarbeiten in der Kirche zu bewilligen. Hoffentlich ist dieses Gesuch von Erfolg begleitet. Sonst bleibt der Gemeinde für die Bezahlung ihres Anteils (etwa 300 Mk.) wohl nur noch die Möglichkeit, ein langfristiges Darlehen aufzunehmen. Die kirchlichen Körperschaften werden sich in den nächsten Sitzungen mit dieser Angelegenheit zu befassen haben. — Die Kirchenbänke sind zum Teil im Altarraum untergebracht worden, zum Teil hat Herr Gastwirt Jordan in dankenswerter Hilfsbereitschaft die Bänke in seinen Gaststall stehen lassen. Wenn alles glatt geht, können die Instandsetzungsarbeiten in etwa 6—8 Wochen (von denen bei Erscheinen dieses Blattes bereits 3 Wochen vergangen sind) beendet sein. Die wichtigste Aufgabe für die Zukunft dürfte nach Wiederherstellung unserer Kirche wohl die sein, um die gesamte Kirche eine gut funktionierende Drainage zu legen; sonst haben wir nach 20—30 Jahren doch wieder die Feuchtigkeit im Fußboden.

Bomehrendorf.

Gaben: 2,50 und 1,50 RM. von ungenannten Gaben zur Bezahlung der Restschuld für die schwarze Altarbelleidung. Herzlichen Dank.

Unter allgemeiner Teilnahme wurde der am 13. Juli beim Baden verunglückte Oberschütze Erich Berg vom Infanterie-Regiment 3 (Marienburg), Sohn des hiesigen Käseverwalters Ferdinand Berg, in seinem Heimatdorf zu Grabe getragen. Den Zug eröffnete die Kapelle des Herrn Werner-Elbing. Es folgte eine Abordnung Kompanie-Kameraden des Verstorbenen, voran die Kameraden, welche den von der Kompanie gestifteten prachtvollen Kranz trugen, darauf Pfarrer und Organist mit den Schulkindern, der von Kameraden getragene, über und über mit Blumen bedeckte Sarg, dahinter die Leidtragenden und zuletzt ein gewaltiges Trauergefolge. Bei der Feier in der Kirche legte der Ortsgeistliche der Leichenrede das Wort aus den Sprüchen Salomo's Kap. 16 B. 9 zu Grunde: „Das Menschenherz erdenket sich seinen Weg; aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe.“ Der Kirchenchor sang „Ueber den Sternen gibt es ein Leben“. Am Grabe ließ wieder die Kapelle Werner ihre ergreifenden Weisen ertönen, besonders herzbewegend wirkte das gedämpft gespielte Lied vom „guten Kameraden“, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Nachdem der Geistliche Gebet und Segen gesprochen hatte, erwiesen die Kameraden dem Verstorbenen den letzten Dienst, indem sie sein Grab schlossen und den Hügel darüber wöhlten. Zahllose Kränze und Blumenspenden gaben Zeugnis davon, wie sehr man den jungen Soldaten zu ehren und seinen gebeugten Eltern die Teilnahme zu beweisen suchte. Mit dem vom Kirchenchor vorgetragenen „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ schloß die ergreifende Feier. Der Oberschütze Erich Berg war 21 Jahre alt

und diente bei der Reichswehr bereits im 4. Jahre. Er erlitt beim Freischwimmen einen Herzschlag und sank lautlos in die Tiefe, ohne daß jemand ihm Hilfe leisten konnte.

Herr Kantor Gronau weilt wieder in Bad Tölz (Bayern) zur Erholung. Möge er neugestärkt heimkehren!

Für den Gustav-Adolf-Verein werden in nächster Zeit Gaben erbeten oder vielmehr die Jahresbeiträge für 1928 erhoben werden. Für diesen Verein ist noch in jedem Jahre reichlich gespendet worden, und man wird ihn gewiß auch in diesem Jahre mit der alten Treue und Freundschaft bedenken. Weiß man doch, daß ohne die Hilfeleistungen dieses Vereins, der bisher in all seinen 2500 Zweigvereinen jährlich eine Gesamteinnahme von 2 Mill. RM. gehabt hat, die meisten deutsch-evangelischen Gemeinden, die als kleine, zerstreute Häuflein unter einer übermächtigen katholischen Bevölkerung leben, in ihrer Existenz gefährdet oder gar verloren wären. Und mit dem evangelischen Glauben wäre auch ihr Deutschtum dahin. Die Erfahrung hat es tausendfach erwiesen, daß evangelische Deutsche, die im Ausland unter anders redenden und einem andern Glauben angehörenden Menschen wohnen, mit dem evangelischen Glauben auch ihr Deutschtum verlieren. Man sammelt allenthalben eifrig für die Heidenmission, und man tut recht daran; denn die Heidenmission ist eine ganz große Sache des Reiches Gottes. Aber für den Gustav-Adolf-Verein ist das Interesse hier in Ostpreußen merklich erlahmt. Nur in wenigen Kirchentreisen wird wirklich gearbeitet für diesen Verein. Im Kirchenkreis Elbing blühte bis zum Kriege das Gustav-Adolf-Vereinsleben, es kamen jährlich fast 3000 Mk. ein. Und jetzt? Nur Bomehrendorf und Neufirk-Niederung haben dem Verein die Treue bewahrt und unterstützen ihn nachdrücklich, weil in diesen Gemeinden Pfarrer amtieren, die aus eigener Anschauung das Elend der Diasporagemeinden (Gemeinden in der Zerstreuung) kennen und die Hilfeleistungen des Gustav-Adolf-Vereins richtig zu bewerten wissen. Sonst könnte man sich die Interesslosigkeit der anderen Gemeinden nicht erklären. Der Gustav-Adolf-Verein ist ein volkstümlicher Verein, der sich in allen Kreisen größter Beliebtheit erfreut, noch viel mehr als die Heidenmission. Man versuche nur mutig, für diesen Verein einzutreten, und man wird staunen über die guten Erfolge. Aber wie soll man an die Gemeindeglieder herantommen ohne Werbematerial, ohne Flugblätter, ohne Jahresberichte, ohne Mitgliederverzeichnis? Schließlich will doch jeder etwas Näheres über die Gustav-Adolf-Vereinsfrage erfahren, wieviel Gelder einkommen und wie sie verwendet werden. In dieser Beziehung geschieht leider nichts, aber auch gar nichts. Während die einzelnen Missionsgesellschaften den Pfarrämtern so viel Flugblätter und andere Schriften zuwenden, daß man beinahe saufen möchte: Was soll dieser Unfug? und während überall Heidenmissionsfeste stattfinden, wird der Gustav-Adolf-Verein hier in Ostpreußen als Stiefkind behandelt. Der gleiche ist einfach ganz unverantwortlich und muß aufs schärfste gekennzeichnet werden. Man wundere sich dann nicht und jammere nicht, daß in Polen und sonst im Auslande es mit der deutsch-evangelischen Kirche rückwärts geht. Wer ist schuld daran? Die heimische evangelische Christenheit. Hoffentlich rafft sie sich bald zu energischen Hilfeleistungen auf, ehe es zu spät ist.

Kalenderbrief.

30. Juli Bismarck † 1898.
31. Juli Gottfried von Bouillon † 1100.
1. Aug. Georg Weißel † 1635.
2. Aug. 1. Mobilmachungstag 1914.
3. Aug. Julie Hausmann 1901.
4. Aug. Freiherr von Canstein 1667.

Mein lieber Willfried!

Die Mobilmachung 1914 haben die meisten Erwachsenen miterlebt. Eine Kette von Ursachen und Entwicklungen gingen ihr voraus, von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Serajewo bis hin zu den ganz offenen Kriegsrüstungen Rußlands an unserer Grenze.

Die Mobilmachung war uns allen ein persönliches Erlebnis. So lange dieses Geschlecht über die Erde geht, wird das Erleben davon immer die Herzen durchzittern. Da waren wir ein Volk, geeint von einer Forderung und durch eine Tat zu einem Opfer aufgerufen. Stände und Parteien fanden sich als Brüder eines Volkes. Wirklich war, was unmöglich schien. In diesem Erleben schlummert die Hoffnung auf die Zukunft.

Daß das große Ringen damit enden würde, daß das Reich, das Otto von Bismarck, der große Kanzler, zusammengeschnitten hatte, seiner Vormachtstellung in Europa entkleidet wurde, ahnte damals niemand. Vielleicht hat er es selber einst vorausgeföhlt, und sein Leben wurde darum nach seiner nie verschmerzten Entlassung zum Trauerspiel eines Mannes, dem man sein Werk genommen hat.

Wie schnell zu allen Zeiten Reiche zerbrechen können, kann man auch an dem in ersten Kreuzzug gegründeten Königreich Jerusalem sehen. Bald nach seiner Gründung versank es zur Bedeutungslosigkeit. Zu den Begründern dieses Königreichs Jerusalem wurde sein erster Herrscher Gottfried von Bouillon. Er war eine der hauptsächlich treibenden Kräfte im ersten Kreuzzug. Wegen seines hervorragenden Charakters war er bei allen Teilnehmern sehr beliebt. Er starb allerdings schon nach dem ersten Jahr seiner Herrschaft infolge der vielen Aufregungen und des ständigen Kampfes mit den Türken und Aegyptern.

Die wenigsten Menschen wissen, wenn sie das (leider etwas abgeseungene) Lied „So nimm denn meine Hände“ singen, daß es von einer Frau gedichtet worden ist. Wir verdanken es Julie Hausmann, die auf ihren mannigfachen Wegen und ihren mannigfachen Erlebnissen als Erzieherin zeitweilig ihre Hand in die Hand des größten Führers aller Zeiten, unseres Heilandes Jesus Christus, gelegt hat. Von seiner treuen Hirtenhand wußte sie sich geführt und getragen.

Ein Mensch von einem auffällig starken Vorsehungsglauben, daß Gott alles recht machen wird, war auch der Freiherr von Canstein. Er entstammte einem sehr frommen Elternhause in der Mark. Er studierte Jura und tat aber 1689 bei schwerer Erkrankung in Flandern das Gelübde, bei seiner Genesung sein Leben lang Gott zu dienen. Zunächst wollte er nach diesem Erleben überhaupt keinen festen Beruf mehr ergreifen, aber später stimmte Spener in Berlin ihn um und schickte ihn zu August Hermann Francke nach Halle. Dort förderte er nicht nur das Waisenhaus, sondern gründete vor allem auch die noch heute bestehende Cansteinische Bibelanstalt. Sein Wille war, durch die Bibelanstalt zu einem geringen Preis den Armen das Gotteswort in die Hand zu bringen.

Erst wenn fast jede Woche in unserem Kalenderbrief ein Ostpreuße auftaucht, dann merken wir, wie unsere Heimat doch reich ist an Menschen, zu denen man aufsehen kann. Was verdankt die Christenheit z. B. dem Königsberger Gg. Weißel, wenn man die beiden Lieder ansieht, die von ihm in unserm Gesangbuch stehen. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ — wenn das in der Adventszeit nicht gesungen wird, dann fehlt einem etwas. Es ist das Adventslied geworden. Und „Such, wer da will, ein ander Ziel“, in seiner richtig jubelnden Melodie gesungen, ist sicherlich schon manchem Menschen zum Aufbruch geworden, sich allein auf Christus zu gründen. Das Lied ist besonders in seinen letzten Strophen dazu angehtan, daß man es in stillen Stunden für sich durchbetet.

Was ist alle Gemeinschaft, die wir untereinander haben gegen die Gemeinschaft des Gebets?

Es grüßt Dich in dieser Verbundenheit Dein Gottfried.

Bibellesetafel.

8. Sonntag n. Trin., den 29. Juli 1928.

- Evangelien: Matth. 7, 13—23 und Matth. 12, 46—50.
Episteln: Röm. 8, 12—17 und Apostelg. 16, 16—32.
Altes Testament: Jerem. 23, 16—29.
29. Juli Jak. 3, 1—12. Unzählbar.
 30. Juli Jak. 3, 13—18. Die Weisheit von oben her.
 31. Juli Jak. 4, 1—10. Für oder wider Gott.
 1. Aug. Jak. 4, 11—17. Ueberhebung.
 2. Aug. Jak. 5, 1—11. Im Lichte des Kommens Jesu.
 3. Aug. Psalm 125. In Gottes Schutz.
 4. Aug. Jak. 5, 12—20. Die Macht des Gebets.

Zeitwarte.

Am 30. Juli 1928 sind es 30 Jahre her, daß im Sachsenwalde Fürst Bismarck starb. Ein Tag, der für uns Zeitwartenleser ein Tag ernster Besinnung sein sollte.

Bismarck hat dem deutschen Volke ein Erbe hinterlassen, das es bis heute noch nicht erfüllt hat. Bei seinen Taten zu verweilen, ist hier nicht der Ort, sondern das eine sei von ihm gesagt, er war der rechte Mann zur rechten Zeit und hat das Werk vollbracht, das seit Geschlechtern verlangt wurde. In diesem Mann hat das Schicksal es einmal gut gemeint mit dem deutschen Volke, dem es seine Ungnade so oft zu fühlen gegeben, so viele werdende Keime geknickt, so viele Blüten zertreten, ehe sie Frucht ansehen konnten, dem es so oft den Führer versagt hat. Was Friedrich der Große eingeleitet, was die Nachfolger wieder fallen ließen, was die Nation in 3 Geschlechtern immer besser erkannt und doch nicht zu schaffen verstanden hatte, das hat Bismarck vollendet in 8 kurzen Jahren. Gewiß er war kein Tausendkünstler und kein Hexenmeister, aber er besaß den Zauberspiegel, der ihn die Dinge sehen ließ, wie sie waren. Er wußte, daß die deutsche Einheit nur geschaffen werden konnte durch entschlossene Beendigung des Zweikampfes innerhalb des Volkes. Drei Geschlechter hatten es vergessen oder es nicht glauben wollen, Bismarck verhalf der Wahrheit zum Siege: er einte das zerrissene Volk.

Man hat sein Lebenswerk zu verhindern gesucht mit allen Mitteln, man hat ihn bekämpft und gehaßt, verabscheut und verflucht und nur die Hand Gottes hat verhindert, daß er in der entscheidenden Stunde nicht der Kugel des Mörders zum Opfer fiel. Das deutsche Volk hat den großen Mann nicht erkannt. Wäre es auf das Volk angekommen, Bismarck wäre nie hochgekommen. Er mußte Deutschland und Preußen bezwingen, wie er einst seinen Leibknecht vom Ertrinken gerettet hatte, indem er ihm die Kehle zudrückte. Als er gesiegt hatte und die Hauptsache getan war, da jubelte man ihm zu und verherrlichte ihn. Aber was war dieser Anschwung in der Stimmung unseres Volkes wert? Verstanden hat die große Mehrheit des deutschen Volkes ihren größten Staatsmann niemals, er, der ihr geschenkt hatte, was sie so lange begehrte und sich selbst zu verschaffen unfähig gewesen war, und von dem zu erlernen, sie sich hartnäckig geweigert hat. Unser Geschlecht hat kein Recht, Bismarck zu feiern, sie die Schlimmeres getan hat als ihn töten, da es sein Werk verkommen ließ und verkommen läßt. Statt nachträglich seine Größe wirklich zu werten und in die Größe hineinzuwachsen und die Möglichkeiten auszunützen, die er ihm geschaffen hatte, ist das Volk in seinen alten Fehlern stecken geblieben und hat Treue und Dankbarkeit vergessen.

Heute kann die Tat Bismarcks auch unserer jetzigen Regierung ein guter Lehrmeister sein. Ich glaube, sicher hätte er sich nicht so verhalten in dem gegenwärtigen Flaggenstreit zwischen Kirche und Staat.

Der Magistrat von Berlin hat gegen den evangelischen Probst von Berlin einen Rechtsstreit begonnen, mit dem Ziel, die evangelische Kirche dazu verurteilen zu lassen, daß auf ihren Gebäuden die schwarz-rot-goldene Fahne zu hissen sei. Für uns ist in diesem Streit die grundsätzliche Stellung der evang. Kirche klar. „Die Kirche steht über den Parteien. Sie läßt und gibt dem Staat, was des Staates ist“ so heißt es in der Kundgebung des Kirchentags von Königsberg. Ob die Verfassung und ihre Farben zu Recht bestehen oder nicht, das zu entscheiden, ist nicht Sache der Kirche.

Bismarck wäre selbst bei seiner Art, viele Fragen durch Macht zu lösen, niemals zu einem solchen Zwang dem deutschen Volk gegenüber gekommen, wie er heute von Seiten der Regierung ausgeübt wird. Alles muß erzwungen werden. Eine bestimmte Befragung muß erzwungen werden. Eine bestimmte Beamtenesinnung muß erzwungen werden.

Warum läßt man in all diesen Dingen den Menschen nicht Zeit und Ruhe, damit sie allmählich zu einer Lösung der Schwierigkeiten kommen, die jetzt unüberwindlich erscheinen? Warum läßt man nicht Zeit, damit Frieden

im Leben der Volksgemeinschaft zur Geltung kommen kann? Die evang. Kirche weiß, daß es in der Welt der Gesinnung nur Freiheit geben kann, nur eine Ueberwindung der Menschen von innen her, das gilt auch für die Welt politischer Ueberzeugungen. Gesinnungszwang, wie er von gewissen herrschenden Kreisen in Preußen versucht wird, ist der Anfang vom Ende.

Ihm gegenüber kann eine Kirche nicht gleichgültig bleiben. Mit großen Worten wird allerdings hier nichts geschaffen. Man muß praktisch etwas tun. Hier liegt der Grund, der die Kirche dahin geführt hat, sich eine eigene Kirchenfahne zu schaffen. Wenn auf einem kirchlichen Gebäude die Fahne weht, dann sollte sie ein Ausdruck dafür sein, daß Menschen, die sich freudig um die Kirche scharen, in dieser Fahne den Ausdruck ihrer kirchlichen Gemeinschaft erblicken. Die Kirche kann nicht an einem festlichen Tage Farben zeigen, welche es auch seien, die von einem Teil der Gemeindeglieder begrüßt, von einem andern Teil abgelehnt werden. Freie gemeinsame Bejaung der festlichen Fahne ist erstes Erfordernis, wenn die Fahne überhaupt einen Sinn haben soll.

Aber das alles ist nicht das Entscheidende. Bei dem Streit zwischen dem Berliner Magistrat und der evang. Kirche handelt es sich darum, daß die Kirche mit aller Macht herausbleiben will aus der Welt der politischen Machtkämpfe, die unser Volk innerlich zerreißen. Sie muß das wollen um der Heiligkeit ihres Auftrags willen, der ihr geworden ist, dem ganzen Volke zu dienen.

Nach dem Kriege hat es eine ähnliche Zeit in den Vereinigten Staaten von Amerika gegeben. In jeder Kirche stand neben dem Altar die Flagge der amerikanischen Union. Das hatten die amerikanischen Soldaten, die in Frankreich gewesen waren, erzwungen. Die Fahne in der Kirche sollte ein Zeichen der Freundschaft gegenüber dem Staat sein. Wenn aber die Gemeinden sich dagegen auflehnten: „Was sollen die Fahnen des Staates in unseren Kirchen, wir wollen hier vor Gottes Angesicht beten und wir wollen an dieser Stelle keine Verehrer der amerikanischen Flagge werden“, dann hat man sie mit der glatten Gewalt bedroht. Einige Geistliche sind deshalb ins Gefängnis geschleppt worden, ja sogar Kirchen sind niedergebrannt worden. Einzig und allein, weil einige rücksichtslose Herren von der amerikanischen Legion leidenschaftlich und rücksichtslos schrien: „die Flagge, die Flagge!“ Damals haben wir in Deutschland gedacht: „so etwas ist bei uns Gott sei Dank undenkbar“.

Und jetzt können wir daselbe auch bei uns erleben! Jetzt sollen die Stadtverwaltungen, genau wie amerikanische Legionen damals, überall, wo sie eine Macht über kirchliche Gebäude zu haben glauben, hingehen können und rufen: „die Flagge, die Flagge!“ „Ihr habt nicht die richtigen Flaggen.“ Das ist das, wogegen wir uns wehren.

Den Zwang, der ein öffentliches Bekenntnis gegenüber der neuen Flagge erzwingt, wollen wir den Amerikanern überlassen! Wir wollen für unsere Kirche und in unserer Kirche die Freiheit haben. Wir wollen mit der Kirche heraus bleiben aus dem Flaggenstreit, in dem das deutsche Volk — Gott sei es geklagt — seine Kräfte verzehrt. Treue halten zu Staat und Volk, auch zur bestehenden Staatsform, wird die evang. Kirche auf anderem Wege als durch das erzwungene Hiszen einer Fahne. Wir möchten eine Kirche der Freiheit sein, in der das ganze Volk, ob rechts oder links unter dem gemeinsamen Zeichen des Kreuzes anbeten kann. Eine Kirche, von der nicht um der Fahne willen ein Teil des Volkes ausgeschlossen werden kann.

W.

Werbt für unser Blatt.